

Leeres Loch oder freie Mitte?

Der Wettbewerb zur Sanierung und Neugestaltung der Berliner Sankt-Hedwigs-Kathedrale hat ein unerwartet großes Echo gefunden. Um die 450 Architektenbüros haben sich beteiligt. Soeben endete die Ausschreibungsfrist. Bis Anfang März will die Jury eine erste Vorauswahl der Entwürfe treffen, die dann weiterentwickelt werden.

Albert Gerhards und Andreas Odenthal

«Ärger um ein großes Loch» betitelte die Katholische Nachrichten-Agentur einen Artikel über den offenen Architektenwettbewerb zur Restaurierung der Berliner Hedwigs-Kathedrale. Nach vielen Jahrzehnten bedarf sie einer Auffrischung (vgl. den Beitrag von Peter B. Steiner, BILDER DER GEGENWART, November 2013, in CIG Nr. 44). Domkapitel und Erzbischof nehmen dies zum Anlass, um über das liturgische Grundkonzept neu nachzudenken. Kardinal Rainer Maria Woelki bekundete bei der Vorstellung des Wettbewerbs, dass man «offen für eine Fortschreibung der jetzigen Lösung und für eine Neukonstruktion» sei. Hier soll dafür geworben werden, sich vor der Entscheidung zu einer radikalen Umgestaltung noch einmal mit der vorhandenen Raumgestalt intensiv auseinanderzusetzen.

Ähnlich wie im Petersdom

Der Architekt Hans Schwippert (1899-1973) entwickelte kurz vor der Verabschiedung der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils das jetzige Modell, das die Vertikale des dem römischen Pantheon nachempfundenen Zentralbaus aus dem 18. Jahrhundert betont – und zwar durch eine große Bodenöffnung zur Unterkirche in der Mitte unterhalb der Lichtöffnung in der Kuppel. Schwippert nahm viele Forderungen der Liturgiereform vorweg: die Stellung des Priesters am Altar in Richtung der versammelten Gemeinde, der eine Altar im Kirchenraum, der mit zwei Altartischen sowohl in der Unterkirche wie auch in der Oberkirche genutzt werden kann, die Gruppierung der Bänke der Gläubigen um den Altar herum, was später abgeändert wurde. Eigenwillig ist der zentrale Treppenabgang in die Unterkirche. Es handelt sich um ein architektonisches Romzitat, das die Confessio-Anlage des Petrusgrabes im Petersdom in Erinnerung ruft, also die Verbindung von Hauptaltar, darunter liegendem Heiligengrab und davor liegendem Andachtsraum. Zugleich weist diese Gestaltung – neben der axial gelegenen Kathedra, dem

Bischofssitz – den Sakralbau als romverbundene Bischofskirche aus. Das war für die Katholiken der DDR seinerzeit ein identitätsstützendes Symbol.

Dieser Lösung gilt die heutige Kritik, da, so sagt man, die große Öffnung die Umsetzung der Liturgiereform verhindere. Als Gründe werden genannt, dass der Priester am Altar das große Loch vor sich hat und dass die Gemeinde in zwei Hälften geteilt wird. Damit sollen denkmalpflegerische Argumente, wie sie sich auch das Konzil und nachfolgende Dokumente zu eigen machten, entkräftet werden (vgl. Andreas Odenthal, «Denkmalpflege als Postulat der Liturgiereform», in: «Liturgisches Jahrbuch» 42, 1992). Wie verhält sich die jetzige Lösung aber in Bezug auf die geltenden liturgischen Bestimmungen? In der Instruktion zur Ausführung der Konzilsbeschlüsse «Inter Oecumenici» von 1964 findet sich die Formulierung, der Altar solle die Mitte des Raumes bilden. Dabei geht es ausdrücklich nicht um die geometrische Mitte, sondern um einen Ort, «dem sich die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde von selbst zuwendet», wie die «Allgemeine Einführung in das Römische Messbuch» (Nr. 262) erläutert. Dies ist wie die Möglichkeit zur Zelebration zum Gottesvolk hin in Berlin beispielhaft verwirklicht. Zwar lässt sich hier der Altar wie bei den römischen Confessio-Anlagen nicht direkt umschreiten. Die entsprechende liturgische Bestimmung richtet sich jedoch gegen Altäre, die an der Wand stehen, was aus dem Zusammenhang ersichtlich ist.

Anstelle einer völligen Revision des Berliner Modells bietet sich also durchaus eine Fortentwicklung an, die die Eigentümlichkeit der durch den Treppenabgang frei gehaltenen Mitte bewusst nutzt und theologisch ummünzt. Schwippert nahm mit seinem Raummodell eine Diskussion vorweg, die seit geraumer Zeit geführt wird, nicht zuletzt durch kritische Äußerungen von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. zur nachkonziliaren Liturgie. Problematisiert wird, dass die gewünschte Ausrichtung der Gläubigen auf den Altar hin zur Ausrichtung auf den dahinter stehenden Priester verkommen sei. Damit feh-

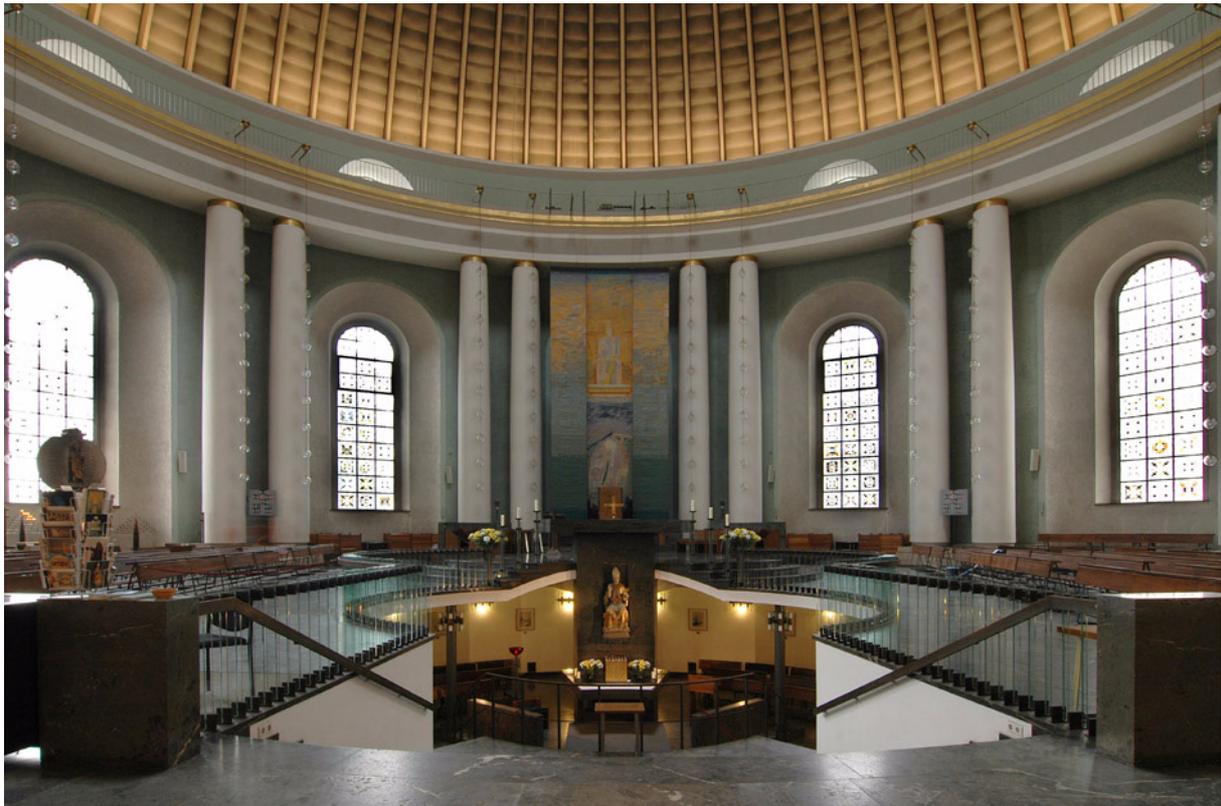


Abb.1: St. Hedwigs-Kathedrale Berlin, Juni 2009, Foto: Wolfgang Bittner, Landesdenkmalamt Berlin.

le eine gemeinsame Ausrichtung von Gemeinde und Priester auf den Gekreuzigt-Auferstandenen, wie sie der alten Zelebrationsrichtung als Ostung noch eigen war.

Schwelle zur Transzendenz

In engem Kontakt mit der Liturgiewissenschaft wurde das sogenannte Communio-Raummodell entwickelt. Es hat den Vorteil, dass es die Zelebration zur Gemeinde hin beibehält, wobei es Priester und Gemeinde auf eine freie elliptische Mitte ausrichtet. In deren beiden «Brennpunkten» stehen die Handlungsorte des Altars wie des Ambos, des Pults zur Schriftlesung. Die Berliner Kathedrale wäre mit wenig Aufwand in ein solches Modell zu verwandeln. Die Treppenanlage versagt dem Besucher, an zentraler Stelle im Raum zu stehen: Dieser Ort ist als freie Mitte unzugänglich und kann durch die Vertikale als Ort der Transzendenz interpretiert werden. Auf der einen Seite des Raumes kann der Altar wie bisher das Zentrum bilden. Die Fortentwicklung würde darin bestehen, in den Beginn des Treppenabgangs eine Ambo-Anlage einzubauen, die im Sinne der Bipolarität auf den Altar ausgerichtet ist und doch mitten unter den Menschen steht. Die Kirchenmusik mit Orgel

und Plätzen für Schola oder Chor hinter dem Ambo, welche die beiden Gemeindegelbften miteinander verbinden, ist damit sinnvoll der Wortverkündigung zugeordnet. Damit wäre der Wortgottesdienst der Messe kommunikativ gestaltet, während der eucharistische Teil am Altar durchaus in Distanz über die leere Mitte hinweg zu feiern wäre, wie es ihm in seiner Eigenart auch zukommt.

Für den Theologen Romano Guardini (1885-1968) und den Architekten und Kirchenbaumeister Rudolf Schwarz (1897-1961) war der Altar Kommunikationsort, jedoch nicht als Konferenztisch, sondern als Schwelle zur Transzendenz. Die «vertikale» gott-menschliche Kommunikation, im Eucharistischen Hochgebet als Gedächtnis des Opfers Christi vollzogen, begründet die durch den Empfang der eucharistischen Gaben bewirkte Communio am Tisch des eucharistischen Mahls.

Ein Taufbecken als Fundament

Parallel zur Raumgestaltung wäre eine rituelle Gestaltung zu entwerfen, die diesen Raumbedingungen entspricht – eine spannende, kreative Aufgabe, die den Raum in seiner Widerständigkeit belässt und als Herausforderung versteht. Zu dieser Widerständigkeit ge-

hört die nicht zu betretende Mitte. Die so gewünschte zentrale Perspektive ist Gott vorbehalten, nicht dem Menschen. Um dies noch sinnfälliger zu machen, liegt eine Weiterentwicklung der Unterkirche als Gedenkort nahe, wie er mit Schwipperts «Confessio» und der Bestimmung der Kryptakapellen, unter anderem mit dem Grab des seligen Bernhard Lichtenberg, den Bischofsgräbern und weiteren Gedenkstätten, schon gegeben ist. Dazu sollte man die regulären Werktagsgottesdienste und den Ort der eucharistischen Anbetung in die kleine Rotunde hinter dem Altarbereich der Oberkirche verlegen, wie dies schon einmal in der Raumgestaltung der dreißiger Jahre durch Clemens Holzmeister der Fall war. In die Mitte der Öffnung wäre ein großes Taufbecken zu platzieren. Tauforte waren in der Geschichte keineswegs nur und oft nicht einmal vornehmlich bloß funktional für die Spendung des Sakraments vorgesehen, sie dienten vielmehr als ständige Erinnerungsorte der eigenen Taufe aus dem Glauben, des Fundaments christlicher Existenz. Durch sein bloßes Vorhandensein verweist der an exponierter Stelle angelegte Taufort auf die Osternacht als Mitte aller Gottesdienste im Kirchenjahr. Das sonntägliche Taufgedächtnis und die – teilweise wieder eingeführte – Taufvesper der Osterzeit nehmen darauf Bezug. Große Taufbecken geben der Tauftheologie als Mitsterben und Mitbegrabenwerden mit Christus, um mit ihm aufzuerstehen (Röm 6), einen sinnfälligen Ausdruck.

Wie sehr das Zeichen der einen Taufe ökumenisch verstanden wird, zeigte der im ZDF übertragene Gottesdienst zum Volkstrauertag 2013 aus der Taufkirche Martin Luthers in Eisleben. Der 2012 neu gestaltete Kirchenraum von Sankt Petri und Pauli weist in der Mitte ein großes Becken auf, an dessen Innenrand die Worte des «Taufbefehls» (Mt 28,19) angebracht sind. Im Unterschied zur Platzierung in Eisleben wäre die Positionierung in der Unterkirche von Sankt Hedwig jedoch theologisch sinnvoller, insofern die Taufe das Fundament, aber noch nicht das Ziel im Prozess des Christwerdens darstellt. Dies könnte man zum Beispiel in Gestalt von Taufgedächtnis-Prozessionen vom Taufort in der Unterkirche zum Altar in der Oberkirche, wie sie auch die offizielle Tauf liturgie vorsieht, ganzheitlich erfahrbar machen.

In einer Bischofskirche bietet sich zusätzlich an, im Bereich des Tauforts einen angemessenen Aufbewahrungsort und damit ebenfalls einen Gedächtnisort für die Heiligen Öle – Chrisam, Katechumenen- und Kran-

kenöl – in einem sogenannten Öltabernakel zu schaffen. Diese Öle weihet der Bischof in der Chrisammesse am Gründonnerstag oder an den Tagen zuvor. Sie sind ein Zeichen der Verbundenheit aller Christen im allgemeinen Priestertum, der Firmung, und der geistlichen Amtsträger mit dem Bischof im besonderen Priestertum. Für das Bußsakrament in seinen unterschiedlichen Formen der sogenannten Ohrenbeichte oder des Beichtgesprächs bietet sich ebenfalls die Platzierung in der Nähe des Tauforts an, da die Buße das Sakrament der Erneuerung der Taufgnade ist. Hier ließe sich die bislang wenig geübte Form der gemeinsamen Bußfeier mit sakramentaler Lossprechung der einzelnen Gläubigen eindrucksvoll gestalten.

All dies setzt freilich voraus, dass man sich über die liturgischen Feiern im Lauf des Kirchenjahres und ihre angemessene Gestalt intensiv Gedanken macht und die gegenwärtige Praxis kritisch überprüft. Der Prozess der Neugestaltung eines Kirchenraums kann nur gelingen, wenn man sich auf einen Prozess der liturgischen Neubesinnung einlässt. Auch hier gibt es – nicht nur in Berlin – manches zu entstauben und zu entwickeln. Ob sich Domkapitel und Erzbistum dieser Herausforderung stellen? Wenn nicht, besteht die Gefahr, dass man den Raum durch einen «Verlust der Mitte» in eine solche Form einebnet, wie sie fast überall zu finden ist. Anliegen der Denkmalpflege und neuere liturgiewissenschaftliche Impulse zu einer angemessenen Raum- und Fei ergestalt nachkonziliarer Liturgie könnten in der Hedwigs-Kathedrale zu einer bewahrenden und zugleich innovativen Synthese führen – wenn man dies denn will.

Anmerkung der Redaktion: Der Beitrag erschien zuerst in «Christ in der Gegenwart» Nr. 6/2014 (66. Jg.), Freiburg, 9. Februar 2014. Mit freundlicher Genehmigung der Autoren und des Verlags. www.christ-in-der-gegenwart.de.

Autoren

Albert Gerhards lehrt als Univ.-Prof. am Seminar für Liturgiewissenschaft der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn, Andreas Odenthal hat den Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Erhard-Karls-Universität Tübingen inne.

Titel

Albert Gerhards und Andreas Odenthal, Leeres Loch oder freie Mitte?, in: *kunsttexte.de*, Nr. 1, 2014 (3 Seiten). www.kunsttexte.de.